Chine
Stoffe Farben
Mk.
Bahnhofstr.
Oeil
Pfeife
Preise
Nr. 53 a. d.
elle.
Kapitäl-
Mündelhalter
Pfeife
Preise
Nr. 53 a. d.
elle.
NE
LE
keit
Mates ge-
Beifall erklärte der
Gewinn des
—Kopenhagen
tischen Fond
mende Aus-
im Falle
che und
Jun
Weber
Berlinern
haben sich
reich 14
5, Auftrag
Mittels
für Motor-
wagen und
Tennis-
kampflos,
und Hilfe
schaft wird
Boden

Silbergrau am Mittag, bernsteingelb oder korallenrot am Abend. Bald sind sie in Duft aufgelöst, bald heben sie sich haarscharf von dem satten, milden Himmelsblau ab, werden düster und blauschwarz, wenn Wolkenschatten darüber hinziehen, und verschleiert sich einmal das strahlende südliche Licht, so zeigen sie ihre Eigenfarbe: blaugrau, wo sie verwittert sind, sonst goldbraun mit mächtigen blutroten Einsprengungen. Nur hier und da setzen einige leuchtende Schneefirnen ihren herrischen Akzent auf diese steinerne Dithyrambe.

Das alles spiegelt sich in den herrlichen Bergseen, die in feierlicher, weltentrückter Stille daliegen, als Juwelen und höchste Steigerung dieser Landschaft. Ich besuchte den fast 2100 Meter hohen Misurinasee und den 1500 Meter hohen Pragser Wildsee, beide von einziger Schönheit. Der zweite, dem Königssee ähnlich, von hohen, steilen, graublauen Felswänden eingerahmt, smaragdgrün und von schauriger Tiefe, der andere in breitem, waldumdunkeltem Becken, überragt von den hohen Drei Zinnen, die von hier aus einer eingekerbten Pyramide gleichen, eine Fata Morgana, die hinter dem Waldgürtel untermittelt empor starrt, von dem tiefblauen, ganz niedrigen Himmel überspannt, als stieße sie in ihn hinein, beängstigend schön, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Und habe ich mich an diesen erhabenen oder phantastischen Bildern satt gesehen, um sie nie zu vergessen, so finde ich neues Glück in der Beschränkung. Unter dem leichten Schatten der zierlichen, hellgrünen Lärchenbäume lagere ich mich in das üppige Gras, aus dem lila Bergastern hervorlugen und über das schon ein Flor von Herbstzeitlosen hingestreut ist. Ich lausche dem Glockenkonzert des Almviehs oder folge träumend dem raschen Zickzackfluge eines blaßgelben Postillions oder eines seltenen Alpenschmetterlings mit ausgezackten, schwalbenschwanzartigen Flügeln, der über seine duftende Weide hinsegelt: Enziane aller Gattungen, lila oder tiefblau, in Nestern wuchernd, an hohen Stauden blühend oder dicht am Boden ihre Einzelblüten duckend, gelbe Ranunkeln, wilde Orchideen, Bergprimeln, Aurikeln, Rapunzeln und Soldanellen, die ganze Regenbogenskala dieses in Blumen verwandelten Lichtes. Höher hinauf sprießen die großen gelben Trollblumen wie riesige Butterblumen; in feuchten Winkeln schießt gelber oder lila Sturmhut in mannshohen Büscheln auf; goldgelber Alpenmohn leuchtet zwischen den grauen Schutthalden wie verlorene Dukaten; silbergraues Edelweiß gattet sich mit der flechtenartig kriechenden Gletscherweide, dem kleinsten Baume der Welt, und das letzte Leben endet in Moosen und polsterbildenden Schneepflanzen mit ihren Miniaturblüten.

So hoch bin ich bisher gekommen, d. h. bis zu dritthalbtausend Metern. Das genügt mir, um Lungen und Beine zu stärken, die Schönheit im großen und kleinen zu genießen und Heerschau zu halten über dies Volk von Berghäuptern. Ich bin vom Misurinasee nach der Dreizinnenhütte gepilgert, habe die senkrecht aufsteigenden Leiber der drei Kolosse umschritten und von der Paßhöhe auf die phantastische Felswüste geschaut. Rechts ragt der Paterkofel auf; geradeaus türmen sich die Berge des Sextentales, die aus grauen Schutthalden emporbrechen wie aus einer bestaubten Schneedecke, und links, durch den Einschnitt des Ampezzotales getrennt, winkt die Pyramide der Hohen Gais herüber. Den Horizont aber sperren die Riesenwände der Hohen Tauern, im Neuschnee leuchtend, und im Rücken, hinter der jähen Doppelzacke des Monte Cristallo, ragen die Schneehäupter des Antelao und Sorapis.

Tiefe Stille verschlingt alle Geräusche; nur wenn ein Stein sich unter dem Schritt meiner Bergstiefel vom Felspfade loslöst, poltert er dumpf in die Tiefe, bis er irgendwo an einem Felsblock zerschellt oder im Abgrund verschwindet. Es liegt etwas Ueberwältigendes in dieser Stille des Hochgebirges, etwas von der Ewigkeitsweihe des Todes.

Seelöwen.

Von Theo Poppelmann.

Nach langer Reise liegen wir endlich im Hafen von Carrizal, einer kleinen chilenischen Hafenstadt, vor Anker, wo ein Teil unserer Ladung gelöscht werden soll. Fast senkrecht fällt hier das Randgebirge der Kordilleren zum Meere ab. Die Sturmfluten des Stillen Ozeans haben im Laufe der Jahrtausende tiefe Einschnitte hinein gefressen und gefährliche Riffe gebildet, über denen die Brandung mit dumpfem Brausen zusammen schlägt. Oede und kahl liegt das Gebirge. Kein Blümchen, kein Grashälmchen bietet dem Auge Abwechselung in dem trostlosen Braunschwarz der gigantischen Felsschroffen. Nur dunkle, bizarre Kakteenbäume, oft drei, selbst vier Meter hoch, treiben ihre Wurzeln in das glühend heiße Gestein, darauf nie ein Tropfen Regen fällt.

Die Hafenstadt birgt nichts Reizvolles. Wie an allen Orten der chilenischen Küste fehlt das belebende Grün. Unbarmherzig brennt die heiße Sonne Tag für Tag in das Felsennest. Träge und matt gehen die Menschen ihrer Beschäftigung nach.

Welch ein Leben hingegen auf den Klippen, die überall in der Bai aus dem Wasser hervorragen.

Hunderte und Aberhunderte von Seelöwen, einer großen Robbenart, sonnen dort ihre glänzenden Leiber. In stoischer Ruhe sitzen eben so viel Pelikane auf den höher gelegenen Riffen, den Hals eingezogen, nur dann und wann den großen Schnabel mit einem Geräusch öffnend und schließend, das an das Klappern unseres Storches erinnert. Jetzt schallt ein mißtönendes Brüllen herüber. Ein alter Seebulle stützt seinen großen Leib auf die fußähnlichen, kräftigen Vorderflossen, wiegt den Körper hin und her und gleitet ab. In demselben Augenblick sind auch die übrigen Robben verschwunden, während die Pelikane auffliegen und in zwanzig Meter Höhe über dem Wasser kreisen, aufmerksam die Oberfläche beobachtend.

Der Fischzug beginnt!

Fünf Minuten vergehen, ohne daß der glatte Wasserspiegel die Bewegungen der pfeilschnellen Seelöwen verrät. Nur die großen Vögel müssen mit ihren scharfen Augen erspäht haben, wo sich der Kessel des Treibens schließen wird; denn immer enger ziehen sie ihre Kreise, immer aufgeregter wird ihr Geschrei.

Plötzlich steigt aus dem Meere eine Fischfontäne hoch. Unzählige, silberglänzende Makrelen springen in Todesangst ein bis zwei Meter aus dem Wasser, um von den gierigen Rachen der von allen Seiten auftauchenden Robben aufgefangen und zerfleischt zu werden. Zu gleicher Zeit rauscht es in den Lüften. Mit eng angelegten Flügeln, den langen Schnabel wie ein Bajonett gefällt, schießen die Pelikane ins Wasser, verschwinden unter der Oberfläche, tauchen im nächsten Augenblicke wieder auf, würgen die fast fußlangen, zappelnden Makrelen in ihren Schnabelbeutel, um sich von neuem auf ihre Beute zu stürzen.

Einige Minuten später verraten nur verstümmelte Fischkörper und blutiger Schaum die Stelle, an der vor wenigen Augenblicken eine Freßorgie von unerhörter Gier und Grausamkeit abgehalten wurde. Behaglich grunzend liegen die Seelöwen wieder auf den Felsen und lassen ihre nasse, glänzende Haut von der Sonne trocknen. Träge hocken die Pelikane zusammen. Ihre ruckartigen Schlingbewegungen zeigen an, daß sie nach und nach ihren Vorratsbeutel entleeren, und die verdrehten Augen deuten darauf hin, daß sie mit sich und der Welt, insbesondere mit den Seelöwen, zufrieden sind.

Aber nicht lange hält die beschauliche Ruhe an. Zu verlockend fordern die grünen Fischgründe immer wieder zur neuen Jagd auf.

Nur in den Mittagsstunden, in denen die glühende Sonne das Pech aus den Decksfugen zieht und die Menschen schweißgebadet im Schatten ruhen, gönnen sich auch die „Fischer" ihr Verdauungsschläfchen. Unbeweglich liegen die walzenförmigen Körper der Seelöwen, träumen die Pelikane von Speise, Trank und Völlerei. Aber zwei Stunden bevor die Sonne ins Meer hinab steigt, fordert das Brüllen des Leitbullen zu neuem Morden auf.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 69 — 29. August 1928 — 3. Jahrgang

Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen von Hugo Falkner. Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30.

Nachdruck verboten.

13. Fortsetzung

Stunde um Stunde verging, harrend blieb Lola im Salon, doch aus Nachmittag wurde Abend, ohne daß der Erwartete gekommen wäre. Sie hatte die auserlesenste Toilette gemacht und sagte sich, daß sie den Vergleich mit Bianca Nisworth getrost wagen könne.

„Nein, undenkbar, daß es ihm schwer fallen sollte, zwischen uns zu wählen," sagte sie sich; „abgesehen davon, daß ich ihn liebe und Hingebung, wie die meine, endlich doch Gegenliebe hervorrufen muß, kann ihm die Wahl nicht schwer fallen."

Madame de Ferras begann endlich, die Wahrheit hinsichtlich der Empfindungen ihrer Tochter zu ahnen, als sie sah, wie diese beim Geräusch eines heranrollenden Wagens plötzlich erbleichte. Gleich darauf erscholl die Hausglocke.

„Wer mag es sein, doch nicht etwa Sir Karl?" fragte Madame de Ferras verwundert.

Ihr Blick streifte bei diesen Worten Lola und mit einem Male wußte sie, weshalb ihre Tochter bisher jeden Heiratsantrag abgelehnt, weshalb sie anscheinend nie ein wärmeres Gefühl für irgendeinen der Herren an den Tag gelegt, mit denen sie der Zufall im gesellschaftlichen Verkehr zusammengeführt hatte.

Ehe sie Zeit hatte, ein Wort zu sprechen, ja, ehe sie sich von ihrer Ueberraschung erholt und auch Lola sich einigermaßen gefaßt hatte, meldete der eintretende Diener den Besuch des Barons.

Er trat gleich darauf ein und sah schöner, stattlicher, vornehmer aus denn je; die warme Sonne Italiens hatte seinen Teint gebräunt, was ihm ein männlicheres Aussehen verlieh, und Madame de Ferras gestand sich, daß es sie nicht Wunder nehmen könne, wenn ihre Tochter ihn liebe. In Lolas Herz drückte sich Schmerz und Freude, Glück, Erwartung und Bangen zugleich aus.

Sie fühlte sich unfähig, zu sprechen, reichte ihm aber beide Hände zu freudigem Willkommengruß. Ihre Mutter beobachtete mit besorgtem Blick diese Begrüßung; daß ihre Tochter den Baron liebe, war ihr klar, hinsichtlich seiner Gefühle wagte sie aber keinerlei bestimmten Schluß zu ziehen; er blickte zwar freundlich, doch nicht Liebe war es, die aus seinen Augen leuchtete, sondern einfaches gemütliches Wohlwollen.

„Ich freue mich, Sie wieder begrüßen zu können, gnädige Frau, und auch Sie, Fräulein Lola!"

Nach und nach kam wieder Farbe in Lolas Wangen, fühlte sie sich fähig, zu sprechen.

„Ich finde nicht hinreichende Worte, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich Ihrer Heimkehr freue, Sir Karl; Sie bleiben doch bei uns zum Abendbrot?" fragte Lola, während auch ihre Mutter in warmen Worten die Bitten der Tochter unterstützte.

Er aber hatte beabsichtigt, noch am selben Abend hinüber nach Deeping Hurst zu fahren und zögerte nun, die ihm gewordene Einladung anzunehmen.

Lola blickte ihn flehend an.

„Sie werden uns doch heute nicht vor dem Abendbrot verlassen wollen," bat sie; „es würde gar zu unfreundlich aussehen."

„Ich bin nicht mit der Absicht des Bleibens gekommen, ich reiste Tag und Nacht und mein Anzug ist für eine Abendgesellschaft gar nicht geeignet."

„Wir entschuldigen all dies, es verlohnt sich kaum der Mühe, es zu erwähnen. Sie erfüllen unsere Bitte, nicht wahr?"

Ein glühender Blick Lolas traf ihn.

„Aber —"

„Kein Aber, willigen Sie ein, Sie müssen es!"

Er lachte, und indem er es tat, gab er nach. Es war immerhin angenehm, von zwei schönen, liebenswürdigen Damen in so zuvorkommender Weise empfangen zu werden; er empfand es ja, daß sie sich wirklich freuten, ihn zu sehen; er gab somit der Eingebung des Augenblicks nach und blieb.

Frau de Ferras sah das Entzücken ihrer Tochter und bang und schwer lastete die Sorge auf ihrem Herzen, sie erkannte recht gut, daß Sir Karl nichts als oberflächliche Freundschaft für das schöne Mädchen fühle, und sie gestand sich, daß eine unglückliche Liebe nicht anders als verhängnisvoll einwirken konnte auf den Charakter Lolas.

Das Abendbrot wurde unter heiteren Gesprächen eingenommen. Madame de Ferras ließ den besten Wein

reichen, er perlte schäumend in den prächtigen Kristallgläsern; nach aufgehobener Tafel trat man hinaus in das anstoßende Wohnzimmer, dessen Fenster in ein buntfarbiges Blumenparterre mündeten, der aromatische Duft blütenübersäter Rosenbäume erfüllte den behaglichen Raum.

Madame de Ferras legte sich auf eine am Fenster stehende Chaiselongue; Sir Karl möge sie entschuldigen, bat sie in liebenswürdigen Worten, der Tag sei so warm gewesen und sie bedürfte einiger Minuten der Ruhe für Erholung. Eigentlich empfand sie inniges Mitgefühl für die Tochter und wollte derselben Gelegenheit bieten, nach so langer Trennung in einigen Minuten des Zwiegespräches Sir Karl vielleicht doch durch geschickte Redewendung zu einer Erklärung zu drängen.

Lächelnd entschuldigte das Mädchen die Mutter; Sir Karl aber behauptete, es bedürfe in der Tat gar keines Wortes der Entschuldigung.

„Es ist warm hier, lassen Sie uns in den Garten hinaustreten," bat Lola; „ich möchte nach Ihrer langen Abwesenheit so gerne mit Ihnen plaudern."

Das gerade war es, was er am liebsten vermieden hätte, wie aber sollte er ihrs beibringen? Er konnte nicht anders als ihr folgen. Sie nahm es als ganz selbstverständlich, daß sie ihren Arm in den seinen legte; so schritten sie nebeneinander den Laubengang hinab; tiefe Stille herrschte ringsumher; es war ein Abend, geschaffen für Liebe und Poesie.

„Glauben Sie, daß unsere Freundschaft während der langen Trennung gelitten? Sind Sie mit dem Resultat zufrieden?" fragte das Mädchen.

„Ich fühle mich Ihnen zu lebhaftem Dank verpflichtet, Ihre Briefe waren mir eine Quelle großer Freude, ihnen allein habe ich es zu danken, wenn mir ist, als ob ich nie fern von der Heimat gewesen wäre; Sie haben mich stets von allem in Kenntnis gesetzt, was sich ereignet hat."

„Ich freue mich, wenn Sie befriedigt sind. Wäre es Ihnen leid, wenn unser freundschaftlicher Verkehr plötzlich aufhören sollte?"

„Gewiß, nicht nur leid, ich würde sogar lebhaften Schmerz empfinden; doch weshalb sollte dies auch geschehen müssen?"

„Ich wüßte allerdings keinerlei Ursache. Sie haben in einer Ihrer Voraussetzungen Unrecht gehabt," sprach sie, mit den dunklen Augen ernst und beredt zu ihm emporblickend. „Sie wähnten, mich bei Ihrer Rückkehr verheiratet zu finden? Nun sehen Sie doch wohl, wie treu ich unserem Freundschaftsgelöbnis geblieben bin?"

„Ihre Vermählung hätte ja dasselbe nicht zu beeinträchtigen brauchen; nur in dem Falle, daß Ihr Gemahl dagegen Einspruch erhoben, wäre es Ihre Pflicht gewesen, unseren wechselseitigen Verkehr abzubrechen."

Er sprach, ohne daß er selbst recht gewußt hatte, worüber; seine Gedanken weilten bei Bianca; er fragte sich, ob sie wohl Freude empfinden werde, ihn wiederzusehen, wie sie ihn empfangen, wie ihre ersten Worte lauten würden; so kam es, daß die tiefe Bewegung des Mädchens an seiner Seite ihm entging.

Schweigend schritt Lola neben Sir Karl, der heutige Tag hätte ihr das höchste Glück gewähren sollen, und ihr dünkte es, als ob er nicht so recht halte, was er versprochen, oder waren ihre Erwartungen zu hoch gespannt gewesen?

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?" fragte sie endlich, nachdem sie lange lautlos nebeneinander hergeschritten waren.

Lächelnd blickte er zu ihr nieder.

„Habe ich irgend etwas nicht gesagt, was ich hätte sagen sollen?"

„Sie müssen selbst am besten in der Lage sein, das zu beurteilen, Sir Karl. Ich freue mich, Sie zu sehen und hoffe das Gleiche von Ihnen."

„Ich hatte bereits die Ehre, Sie dessen zu versichern."

„Sie scheinen mir so zerstreut, Sir Karl, als ob Ihre Gedanken gar nicht hier verweilten."

„Das wäre unverzeihlich, ich sollte mich dessen schämen. Doch," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „Ihnen darf ich es ja wohl erzählen, meine Seele ist von einer frohen Hoffnung erfüllt und ich kann nicht anders, als mich im Geiste stets damit zu befassen."

Ihr Herz pochte, als wolle es zerspringen, jetzt glaubte sie ihrer Sache gewiß sein zu können, diese Hoffnung, von der er sprach, sie konnte nichts anderes bedeuten, als daß er den Wunsch hege, ihre Liebe zu erringen. Kein banger Zweifel erfaßte sie; oh, wie süß klangen doch die Worte, deren Sinn sie voll und ganz zu verstehen wähnte. Weshalb stellte er nicht gleich die letzte, entscheidende Frage?

„Da wir treue Freunde sind," fuhr er fort, „werde ich Ihnen eines Tages mehr erzählen von dieser Hoffnung, die mein Leben ausfüllt; jetzt aber muß ich aufbrechen, denn Scarsdale ist weit und es wird schon spät."

„Müssen Sie wirklich?" fragte sie, indem die Hand, die auf seinem Arme ruhte, denselben wie zufällig leise drückte. „Ich wollte, Sie verweilten noch eine Stunde länger, der heutige Abend scheint zu einem Spaziergang geschaffen."

Doch er kannte die Gefahren eines Spazierganges im Mondenschein an der Seite einer schönen Frau; er mußte ablehnen.

„Wollen Sie Ihre Mutter nicht," bat er, „wünschen Sie ihr statt meiner eine gute Nacht."

„Darf ich auch die Mitteilung hinzufügen, daß Sie bald wiederzukommen gedenken?"

„Ja, während der nächsten Tage werde ich emsig beschäftigt sein, doch spreche ich bald wieder vor."

„Ich werde das Vergnügen, Ihnen schreiben zu dürfen, schmerzlich entbehren!"

„Mündlich läßt sich ja viel besser plaudern, und Sie können mir nun alle Ihre interessanten Mitteilungen erzählen." — —

„Gute Nacht," sprach er ernst, ihr die Hand zum Abschiedsgruß reichend.

Als der Baron längst sein Heim wieder erreicht hatte, lag Lola noch immer draußen unter den Weidenbäumen im Grase und blickte mit schmerzentstelltem Antlitz zum Himmelszelt empor.

„O Gott, schenke mir seine Liebe," schluchzte sie, „sonst sterbe ich."

Träne um Träne perlte langsam nieder über ihre Wangen, Tauperlen gleich blieben sie an den Gräsern hängen.

Das Mädchen wähnte, ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz müsse es gelingen, das zu erreichen, wonach ihre ganze Seele lechzte; Lola wußte noch nicht, daß die Liebe das höchste Gut ist, wenn sie freiwillig geboten wird, daß sie aber durch keinerlei Intriguen und Künste sich erttotzen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ehrensold des Briganten.

Der Naturforscher Roy Chapman Andrews bereitete eine großzügige Forschungsreise durch China vor. Er lagerte wochenlang in Kalgan (chinesisch „Tschang kia-kou"), einer Stadt südlich von der Handelsstraße von Peking nach Kiachta, wagte es aber nicht, den Weg durch die Wüste anzutreten. Keine einzige amerikanische oder europäische Versicherungsgesellschaft wollte nämlich die Versicherung der überaus wertvoll ausgerüsteten Karawane übernehmen; bedrohten doch die einzuschlagende Reiseroute neuzeitlich ausgerüstete Räuberbanden, gegen welche die bewaffneten Begleiter der wissenschaftlichen Expedition im Ernstfalle kaum aufgekommen wären. Schließlich gab ein mit den Verhältnissen Vertrauter Andrews den Rat, mit dem „angesehensten" Räuberhauptmann der Wüste Gobi ein Abkommen zu treffen, damit dieser mit seinen Leuten den Schutz der Reisegesellschaft übernehmen sollte. Der Herr „Kommandant" zeigte sich dem Forscher gegenüber sehr entgegenkommend, erhielt als Anzahlung ein Drittel des vereinbarten „Ehrenhonorars" und wickelte das sonderbare Geschäft einwandfrei ab. Er wäre wohl besser davon gekommen, wenn er die seinem Schutz preisgegebene Karawane einfach ausgeplündert hätte, allem Anschein nach benehmen sich aber die chinesischen Banditen — zumindest im Verkehr mit ihren „Geschäftsfreunden"! — nach jeder Richtung hin gentlemanlike.

Der Erntekranz.

Skizze von Albert Liebold-Leipzig.

Morgen, am Erntedankfeste, feiert der Bauer Franz Kahnes seinen achtzigsten Geburtstag. Er kann glücklich und froh sein. Sein ganzes, langes Leben war erfüllt von Gnade. Segen wuchs aus allem, was er tat.

Größer als sonst ist daher der Erntekranz, den er heute als Dankopfer in die Kirche trägt und dort am gewohnten Platze neben dem Altarbilde aufhängen will.

Es ist spät geworden, und der Gedanke, der Küster könnte die Kirche schon geschlossen haben, treibt den Bauer zu doppelter Eile an. Wieder lockt ihn die Versuchung wie manchmal schon, den wesentlich kürzeren Fußweg quer über die Hauswiese seines Nachbars Thomas zu nehmen. Aber seit jenem Grenzstreit vor vielen Jahren, den das Gericht zu des Nachbarn Ungunsten entschieden hatte, sind sie einander bitter feind, und alle Versuche Dritter, eine Versöhnung zwischen ihnen herbeizuführen, sind an der Dickköpfigkeit und dem tiefen Haß des abgewiesenen Thomas gescheitert.

Noch steht das Hauptportal weit geöffnet, auch die Tür zum Mittelschiff ist nur angelehnt. Da scheint also noch jemand im Gotteshause zu weilen.

Mühsam schleppt der Bauer sich die schmale, gewundene Holztreppe zur Altarempore hinauf, um dort den schweren Kranz an seinen Platz zu hängen, wo ihn morgen alle sehen und bewundern können als den schönsten in der Runde.

Aber — aber, ein schwerer Kranz hängt da schon, den er nicht kennt! Es muß ein Versehen vorliegen. Das da ist sein Platz von jeher gewesen. Er hat ein Recht darauf, das ihm bis heute niemand streitig machte! Und er greift nach dem fremden Kranze.

Da knackt es im Gestühl.

„Laß den Kranz hängen, Kahnes!"

Ein Schreck fährt ihm in die Knie. Er sieht zur Seite: Kaum drei Schritte von ihm entfernt, steht im Dämmerdunkel sein Nachbar Thomas!

Der Bauer nimmt sich vor, ganz ruhig zu bleiben. Das Gotteshaus ist nicht der Ort, zu streiten.

„Dieser Platz", fängt er gelassen an, aber der andere fällt ihm ins Wort: „Ist diesmal mein!"

Der Alte fühlt kalten Schweiß auf der Stirn. Seine welken Lippen zittern. Er sucht nach den rechten Worten.

„Thomas, Du wirst mir doch mein Recht ..."

Da lacht der Angeredete laut auf, daß es dem alten Manne die Rede verschlägt. „Dein Recht — Dein Recht! Wer gab Dir's? Steht es im Kirchenbuche? Genommen hast Du Dir's, wie ich mir's diesmal nehme!"

„Thomas!" Er spricht den Namen aus wie Anschrei gegen eine Kränkung, aber der andere läßt ihn nicht aufkommen.

„Weißt Du, daß heute ein Jubiläum ist? Gerade heute vor fünfundzwanzig Jahren, da gaben sie Dir recht! Es hat mich schwer getroffen damals, daß ich darüber sogar Gott alljährlich das Erntedankopfer verweigert habe seit jener Zeit!"

„Thomas, sei vernünftig, es sind da noch viele schöne Plätze!"

„In den Winkeln, ja!"

Da hilft kein Reden mehr, denkt der Bauer, hebt seinen schweren Kranz über die Brüstung und hängt ihn über den seines Feindes. Dem steigt alles Blut ins Gesicht. Er poltert heran, und ehe es der alte Mann verhindern kann, fällt sein Kranz hinab auf die Steinfliesen des Altarplatzes.

Der Bauer muß sich am Gestühl festhalten, so schwer sind ihm plötzlich alle Glieder geworden. Sein Kranz! Sein Dankopfer! Ihm ist, als wäre er selbst die Brüstung hinab gestürzt und läge mit zerschlagenem Körper auf den kalten Steinen.

Nach einer Weile tastet er sich schweigend davon. Er vergißt ganz die feierstille Minute am Grabe seiner Frau. In ihm ist ein großer Schmerz, der sein Denken völlig verwirrt.

Andern Tages ist es seinen Leuten unbegreiflich, daß der Großvater nicht aufstehen will. Seine Reden klingen wunderlich und fremd. Aber er duldet nicht, daß um seinetwillen eins den Erntedankgottesdienst versäumt, und schickt sie alle fort.

Nun liegt er allein im Hause, ganz still. Durchs Fenster scheint freundlich die Sommersonne und legt ihr Licht über das große Bild seiner heimgegangenen Frau. Ab und zu taumelt vor den Fenstern ein bunter Schmetterling.

Die Glocken klingen. Da legt er die welken Hände gefaltet über die Brust. Seine Lippen bewegen sich, seine Lider sinken herab. Die Bilder der Umwelt verwischen. Er schaut nach innen.

Erntedankfest ...

Nun hört er nicht, wie sein Freund, der alte Pfarrer, in sein Gebet eine besondere Fürbitte für den Achtzigjährigen einflicht, sieht auch nicht, wie sein schöner Kranz mitten auf dem Altarplatze am Taufsteine lehnt und so noch sichtbarer und besser zur Geltung kommt.

Wie seine Leute aus der Kirche zurückkehren, bringen sie den Pfarrer mit. — „Aber lieber Freund, wer wird gerade heute solche Geschichten machen!"

Da lächelt der Bauer ein wenig und hebt müde den Arm.

Der Pfarrer sitzt bei ihm, hat viel tröstende, liebe Worte und redet von Gottes Gnade und reichem Erntesegen.

„Und Dein Kranz! Er war doch wieder der schönste von allen! Kein andrer Platz wäre so würdig für ihn gewesen wie gerade am Taufstein, vor dem Altar."

Da geht ein Leuchten über das Gesicht des alten Mannes. Seine Hände können nicht ruhig bleiben und greifen auf der Decke hin und her.

„Es soll alles so bleiben bis zum Sonntag, da wirst Du kommen und Dich selbst daran erfreuen."

Später verhängen sie die Fenster und gehen still hinab.

Gegen Abend muß der Pfarrer noch einmal kommen. Er steht am Bette des Sterbenden und gibt ihm die letzte Wegzehrung. Minuten später steht ein Herz still. — „Ich wünschte, uns allen wäre solch ein Erntedankfest beschieden."

Der junge Bauer hält die Hand des Pfarrers in langem Drucke. Dann geht er ans Fenster und öffnet es, um der Seele des Vaters den Weg frei zu geben, wie es Glaube und Sitte bei Sterbefällen im Dorfe ist von alters her.

In den Dolomiten.

Von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Dem Asphaltdunst der glühenden Großstadt entronnen, genieße ich wie ein Epikuräer die reine, würzige Bergluft. Ich habe keinen Ehrgeiz auf Hochtouren wie in früheren Jahren. Ein bezwungener Gipfel ist gewiß eine schöne Sache, aber das Leben ohne Ehrgeiz, ohne Schweiß und Wagnis ist auch etwas wert. Ich halte es heuer mit den Reisenden, die sich die Wirtshäuser von innen und die Berge von unten ansehen. Ich liebe diese Berge und besuche sie nicht zum ersten Male. Die Dolomiten sagen mir mehr zu als das klassische Pathos der Schweiz. Hier sperren keine erdrückenden Bergriesen mit ewigen Schneefirnen den Horizont; keine düsteren Talgründe stürzen ins Abgrundlose hinab. Die Berge sind um tausend Meter niedriger, die Täler breiter und freundlicher, Licht, Luft und Leute südlicher, schon halb italienisch. Und an die Stelle niederschmetternder Majestät tritt die Phantastik der Bergformen in unendlicher Mannigfaltigkeit. Bald glaubt man sich vor zerstörten Riesenburgen, bald vor einem zertrümmerten Dom von ausschweifender Gotik, bald vor den Gebilden einer Tropfsteinhöhle zu befinden. Neben dem Spitzen, Gezackten, Himmelstürmenden das Flachrunde, Bastionsartige, überall senkrechte Zerklüftungen, von wagerechten Gesteinsschichten durchkreuzt, Bündel riesenhafter Orgelpfeifen oder Tropfsteinsäulen, ganze Register von Türmen und Türmchen, vom Uebergroßen bis zum Winzigen, Nadelspitzen und Messerklingen, drohende Finger und Mißgestalten, eine Felswüste barocker Gebilde, die der Phantasie eines Höllenbreughel entsprungen sein könnte. Und darunter der dunkelgrüne Gürtel kniehoher Latschenkiefern und die hellgrünen, lichten Lärchenwälder in blumigen Matten.

Ewig wechselnd sind auch die Farben dieser Kalkberge. Sie bieten allen Beleuchtungseffekten den Spiegel dar, schimmern zartrosa in der Frühe, goldig am Vormittag, im warmen